



Tímea Kovács (Hg.)

# Halb-Vergangenheit

Städtische Räume und urbane Lebenswelten  
vor und nach 1989

Lukas Verlag

# Halb-Vergangenheit



Timea Kovács (Hg.)

# **Halb-Vergangenheit**

**Städtische Räume und urbane Lebenswelten  
vor und nach 1989**

**Lukas Verlag**

Titelabbildung:  
Marx-Engels-Denkmal, Berlin  
Foto: Jürgen Schreiter, 2008

**Gedruckt mit Unterstützung des Geisteswissenschaftlichen Zentrums  
Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas e.V. an der Universität Leipzig.**

**Die Publikation des Bandes wurde durch die großzügige Unterstützung  
der Deutschen Forschungsgemeinschaft ermöglicht.**

© by Lukas Verlag  
Erstausgabe, 1. Auflage 2010  
Alle Rechte vorbehalten

Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte  
Kollwitzstraße 57  
D-10405 Berlin  
*www.lukasverlag.com*

Lektorat aller Texte: Dr. Sibylle Strobel  
Satz und Umschlag: Susanne Werner (Lukas Verlag)  
Druck: Elbe Druckerei Wittenberg

Printed in Germany  
ISBN 978-3-86732-082-5

# Inhalt

<b>Einleitung</b> TÍMEA KOVÁCS	7
<b>Wem gehört die Stadt?</b> Auseinandersetzungen um Stadtbilder und Stadträume im postsozialistischen Europa ARNOLD BARTETZKY	15
<b>Gab es ein sozialistisches Urbanisierungsmodell?</b> JÁNOS LADÁNYI	33
<b>Der tschechoslowakische Weg zum sozialistischen Realismus</b> Das Beispiel Ostrava MICHAELA MAREK	44
<b>Der Palast der Republik und Wissenschaft in Warschau als Kultobjekt</b> MARINA DMITRIEVA	92
<b>Sozialistische Stadtzentren in Ungarn vor und nach der Wende</b> Das Beispiel Salgótarján BÉLA KERÉKGYÁRTÓ	108
<b>Adressensuche: Marx und Engels, Heiligegeist-Straße Nr. 16</b> Transformationen urbaner Raumideen in Berlin Mitte PAUL SIGEL	128
<b>Stadt ohne Zentrum</b> FRANCISKA ZÓLYOM	158
<b>Renegade Ornament and the Image of the post-Socialist City</b> The Pécs »Love Locks«, Hungary CYNTHIA IMOGEN HAMMOND	181
<b>Das vertikale Dorf</b> Politische Technologie und Gemeinschaftsbildung im Hochhaus von Pécs 1977–1989 ZSOLT K. HORVÁTH	196

»Wir waren die Ersten.«	234
Der Traum der sozialistischen Modernität: Pécs-Uranstadt	
TÍMEA KOVÁCS	
»Mit wie viel Zucker wollen Sie den Schwarzen?«	256
Junge Mütter in den Budapester Plattenbausiedlungen der achtziger Jahre.	
Eine Diskursanalyse	
ESZTER ZSÓFIA TÓTH	
Autoren	282
Bildnachweis	284

## Einleitung

Jan Assmann beschäftigt sich in seinem Buch »Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen« mit der Frage nach der Bedeutung der Vergangenheit für die Gesellschaft. Unter Historikern und Kulturwissenschaftlern herrscht schon längst Konsens darüber, dass die Vergangenheit nichts »an sich« Existierendes, kein in sich geschlossenes Ganzes und auf alle Zeiten Unveränderliches ist, das mit »objektiven« Methoden freizulegen wäre. Sie ist ein Produkt und zugleich ein Prozess und wird in Wechselwirkung mit den sich erinnernden Generationen und dem kollektiven Gedächtnis einer Gesellschaft immer wieder aufs Neue ausgehandelt. Assmann interessiert sich vor allem dafür, mit welchen Mitteln, Medien und Institutionen Vergangenheit »gemacht«, wie mit der Zeit wandelbare Erinnerung gefestigt und ein Geschichtsbewusstsein herausgebildet wird. Er stellt fest, dass nach drei bis vier Generationen, also nach mindestens achtzig Jahren, die Notwendigkeit entsteht, aus dem recht zerbrechlichen kommunikativen Gedächtnis einzelner Menschen und Gruppen das kulturelle Gedächtnis einer Gesellschaft zu konstruieren.

Die von Assmann anhand verschiedener Beispiele aus den frühen Hochkulturen geschilderten Prozesse der Erinnerungsarbeit lassen sich auch in unserer Zeit beobachten. Zwanzig Jahre nach dem Umbruch von 1989/90 gilt der Sozialismus als politische Ideologie und gesellschaftliches System längst als abgelegt, gehört er der Vergangenheit an. In vieler Hinsicht befinden wir uns aber in jener von Assmann beschriebenen Übergangszeit, in der aus dem kommunikativen ein kulturelles Gedächtnis dieser Epoche, aus den erlebten Erfahrungen des sozialistischen Alltags langsam der Sozialismus als Vergangenheit formiert wird. Wir leben in einer »Halb-Vergangenheit«, in der das Verabschiedete nicht verschwunden ist, die Grenzen des Vergangenen und des Gegenwärtigen ineinanderfließen, die Erinnerungen und Erfahrungen der Zeitzeugen noch sehr lebendig sind und sich häufig gegen die offizielle Erinnerungspolitik richten. Der Sozialismus hat vielerlei Spuren hinterlassen, einige ließen sich relativ schnell auslöschen, andere erweisen sich als dauerhafter. Die vom sozialistischen Alltag und der sozialistischen Ideologie stark beeinflussten Lebensgeschichten haben eher einen ephemeren Charakter: Sie und mit ihnen die Menschen, die den Sozialismus miterlebt und mitgestaltet haben, sind noch da und gleichzeitig im langsamen Verschwinden begriffen. Große Projekte des Sozialismus sind »veraltet« und brüchig geworden: Der sozialistische Staat, die Vollbeschäftigung der Bevölkerung, die Mega-Industriefabriken, die politischen Feierlichkeiten, Aufmärsche usw. wurden im symbolischen wie physischen Sinne zu leeren Begriffen und leeren Räumen. Die »Entleerung« der Räume, der Sinnverlust des Gesellschaftssystems und das Verschwinden jener Prinzipien, die den alltäglichen Lebensrahmen bestimmt haben, sind Hauptmerkmale jener liminalen Phase, in der eine Ordnung ihre Gültigkeit verliert und eine andere aufgebaut wird. In diesem langwierigen Prozess, in dessen Verlauf andere politische Systeme

und parallel dazu andere Lebensentwürfe und gesellschaftliche Projekte entstehen sollen, läuft die Zeit anders: schneller und gleichzeitig stockend. Vergangenheit und die rasch herbeigewünschte Zukunft prallen in extremer Weise aufeinander. Die postsozialistischen Gesellschaften befinden sich immer noch in einer Gegenwart, die paradoxerweise nur aus Aspekten im Fluss besteht: aus noch nicht geronnenen Spuren des Vergangenen und blassen Konturen, unbestimmten Hoffnungen und Wünschen hinsichtlich der Zukunft.

Der vorliegende Band beschäftigt sich mit jener in der Gegenwart noch auszuformenden jungen Vergangenheit: mit der Halb-Vergangenheit des Sozialismus. Die Beiträge konzentrieren sich auf die urbanen Raumideen des Sozialismus und deren Transformationen nach der Wende. In Fallbeispielen u.a. aus Ungarn, Polen, Ostdeutschland und der ehemaligen Tschechoslowakei werden die Zusammenhänge zwischen Stadtentwicklung, urbaner Lebensweise und sozialistischen Leitideen erörtert und deren Fortleben vorgestellt.

Stadtplanung im Sozialismus lässt sich nicht ohne ideologische Aufladung denken. Sozialistische Ideen beeinflussten die Konzeptionen von Stadt und die architektonischen Leitbilder. Sie artikulierten sich in Gebäuden, in Ensembles von Straßen und Plätzen. Das städtebauliche Erbe des Sozialismus bestimmte nach dem Zusammenbruch des politischen Systems die postsozialistische Stadt. Gebäude, Plätze, Magistralen und Ensembles mit ehemals politischer Symbolik und repräsentativer Funktion verloren in den letzten zwei Jahrzehnten ihre vormalige Bedeutung. Konzipiert und gebaut unter sozialistischen Bedingungen, verschwanden viele von ihnen durch Abriss bzw. Umbau allmählich aus dem Stadtbild. Große Teile der sozialistischen Stadt blieben zugleich erhalten, wurden aber gesellschaftlich umkodiert, semantisch umgedeutet. So dominieren zum Beispiel im Sozialismus errichtete Plattenbausiedlungen nach wie vor zahlreiche ostmitteleuropäische Städte. Sie prägen damit auch das Alltagsleben der Stadtbewohner – nicht nur als städtebaulich-architektonischer Rahmen, sondern auch als Speicher der ihnen eingeschriebenen Geschichten. Sie sind Ausgangspunkt für die postsozialistische Stadtentwicklung und zugleich Impulsgeber für die künstlerische Beschäftigung mit dem Urbanen in Literatur, Film und Fotografie. Eine Auseinandersetzung mit der postsozialistischen Stadt, mit ihren urbanen Strukturen ebenso wie mit ihren Symbolen, Bildern und Metaphern, funktioniert deshalb nicht ohne Bezugnahme auf die sozialistische Stadt und ihre Imaginationen. Das heißt auch, dass die im Sozialismus entstandenen Stadtbilder als Kristallisationspunkte und Objektivierungen der sozialistischen Moderne trotz der politischen und baulichen Veränderungen ein Nachleben führen – in den städtebaulichen Transformationen der Nachwendezeit, im Alltag, in den Erinnerungen und Erzählungen der Bewohner ebenso wie in der Kunst.

Wie wirkungsmächtig ist diese Halb-Vergangenheit in der Gegenwart? Inwieweit strukturiert die sozialistische Moderne als kulturelles System die bauliche Entwicklung, die Lebensweisen und Alltagspraktiken der Bewohner und die Imaginationen in der an städtische Räume gebundenen Kunstproduktion? Dies sind die Leitfragen des vorliegenden Sammelbandes, die zum einen im Hinblick auf die Verarbeitung,

Modifizierung und Deutung der modernen sozialistischen Tradition in Architektur, Stadtplanung und Stadtentwicklungspolitik, zum anderen aber auch mit Bezug zu medialen Repräsentationen von Stadt erörtert werden.

Arnold Bartetzky skizziert in seinem Beitrag die Umwandlungstendenzen der urbanen Textur in Ostmitteleuropa. Sein Überblick reicht von den Denkmalsturzaktionen der frühen 1990er Jahre bis zur gegenwärtigen Herausbildung städtischer »Inseln« der Schönen und Reichen. Die ersten Jahre nach der Wende waren in den ehemaligen Ostblockstaaten vor allem von einer symbolischen Säuberung der repräsentativen urbanen Räume gekennzeichnet. Der politische Systemwechsel äußerte sich in – von Land zu Land etwas anders ablaufenden – Aktionen, in deren Verlauf jene Denkmäler entfernt wurden, die zu sozialistischen Zeiten nicht nur die Plätze schmückten, sondern wichtige Elemente politischer Rituale waren, den symbolischen Zusammenhalt zwischen der politischen Machtelite und dem »Volk« repräsentieren und verstärken sollten. Diese Ikonografie der Macht und fremden Hegemonie verband einzelne, vor allem zentral gelegene urbane Räume stark mit politischen Inhalten. Mit der Entfernung der Denkmäler wurde versucht, den öffentlichen Raum zu neutralisieren oder mit neuen Semantiken zu belegen – im wortwörtlichen wie auch übertragenen Sinn. Bartetzky weist darauf hin, dass die nach der Wende geleerten Räume mithilfe verschiedener Techniken und Symbole wieder aufgefüllt werden. So halten in den postsozialistischen Städten einerseits die Ikonen des Kapitalismus, der Konsumgesellschaft Einzug. Andererseits lässt sich in ihnen eine starke Historisierung beobachten, was sich architektonisch vor allem in den Rekonstruktionen der alten Stadtzentren, symbolisch in der Ausblendung der nahen Vergangenheit und der Zuwendung zu Strategien der nationalen Identitätsbildung äußert.

Während Bartetzky die grundlegenden Tendenzen der postsozialistischen Stadtentwicklung in Augenschein nimmt, geht der Soziologe János Ladányi der Frage nach, ob überhaupt von einem spezifischen sozialistischen Urbanisierungsmodell gesprochen werden kann. Nach Erwägung der Argumente kommt er zu dem Schluss, dass in Ostmitteleuropa während des Sozialismus trotz der existierenden Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern die Urbanisierung generell andere Charakteristika aufwies als in den kapitalistischen Ländern. Dieser Umstand war einerseits der wohlbekannten Tatsache geschuldet, dass die wirtschaftliche Entwicklung in den Ostblockstaaten der in anderen europäischen Ländern hinterherhinkte. Andererseits gab es eine dominierende politische Auffassung und Strategie der Raumbewirtschaftung und Stadtentwicklung. Der Grund für die in den sozialistischen Ländern beobachtbare »verzögerte Urbanisierung« liege, so Ladányi, primär in der politisch-ideologischen Ansicht, dass den extensiven industriellen Investitionen Vorrang einzuräumen sei. Dieser überdimensionierten Industrialisierung seien u.a. infrastrukturelle Investitionen zum Opfer gefallen – auch im Wohnungsbau. Aus diesem Grund waren viele Industriearbeiter Pendler, die ihren dörflichen Hintergrund und ihre Lebensweise erhielten, was neben der fehlenden strukturellen auch eine fehlende kulturelle Urbanisierung nach sich zog. Ladányis Beitrag konzentriert sich auf die Makrostrukturen, auf die wirtschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen der Urbanisierung,

auf jene Mechanismen und Zusammenhänge, die kurzfristig zu einer Vergrößerung der Städte führten, langfristig aber die tatsächliche Verstädterung blockierten, die Unterschiede zwischen Land und Stadt sogar verstärkten und unausgesprochen jene räumliche und gesellschaftliche Segregation förderten, die bis heute unerwünschte Wirkung zeitigt.

Die unausgewogene Urbanisierung während des Sozialismus äußerte sich auch in Prestigeprojekten der Stadtentwicklung. Dazu gehörten vor allem die in den 1950er Jahren in den Ostblockländern allorts fast oder völlig aus dem Nichts aufgebauten neuen Städte, die die Größe und Leistungsfähigkeit des neuen gesellschaftlichen Systems beweisen sollten. Michaela Marek setzt sich am Beispiel der tschechoslowakischen Stadt Ostrava ausführlich mit dieser Thematik auseinander. Sie rekonstruiert und interpretiert den Entstehungsprozess der Industriestadt, die das »stählerne Herz« der sozialistischen Tschechoslowakei sein sollte. Die Geschichte ihres Aufbaus wird dabei in die Entwicklungsgeschichte der sozialistisch-realistischen Stadtplanung und Architektur eingebettet. Anhand verschiedener Pläne lässt sich ein genaues Bild davon machen, welche Vorstellungen, welche ideologischen und fachlichen Diskurse das Prestigeprojekt beeinflusst haben. Ostrava, die erste sozialistische Großstadt der Tschechoslowakei, die schon allein mit ihrer Entstehung den Vorrang der Schwerindustrie, mit ihren Ausmaßen und ihrem Erscheinungsbild aber die sozialistische Gesellschaftsordnung repräsentieren sollte, verräumlichte, wie Marek zeigt, zuallererst eine politische Ideologie. Die als Gegenprojekt zur Hauptstadt Prag und im symbolischen Dialog mit den städtebaulichen Maßnahmen in Moskau und Warschau entstandene Großstadt hatte die Funktion, die Idee des Sozialismus dem ganzen Land visuell zu vermitteln. Die politische und symbolische Ordnung wurden demgemäß mit entsprechenden Elementen im Stadtbild bzw. der städtischen Struktur visualisiert. So habe ein einfach zu entzifferndes Gegenbild zur bürgerlichen Hauptstadt entstehen können, das auf die anderen, neuen oder wieder aufgebauten, sozialistischen Städte verwiesen habe.

Aus Mareks Text geht hervor, dass im Sozialismus ganze Städte Symbolcharakter erlangen konnten. Marina Dmitrieva beschäftigt sich dagegen mit einem einzigen Gebäude, das wiederum eine ganze Stadt symbolisch beherrschte und in ihrer Silhouette bis heute unübersehbar ist. Der in den 1950er Jahren gebaute Palast der Kultur und Wissenschaft im Zentrum von Warschau war von Anfang an massiv mit symbolischer Bedeutung aufgeladen. Mit enormem Kraftaufwand, nach sowjetischen Plänen und von sowjetischen Fachkräften errichtet, verkörperte der Kulturpalast eindrucksvoll die neuen Machtverhältnisse und repräsentierte in seiner Monumentalität die Wirkungskraft und die Zukunftsvisionen des Sozialismus. Dmitrieva fasst die Entstehungsgeschichte dieses Symbolbaus zusammen, analysiert die von ihm im neuen Stadtbild des sozialistischen Warschau eingenommene zentrale Rolle und stellt die durch ihn ausgelösten Debatten und Interpretationen vor. Sie verweist hierbei auf verschiedene stadtplanerische Konzepte, die gegenwärtig versuchen, das monumentale Gebäude in das neue städtische Image zu integrieren. Als entscheidend erweist sich in diesem Zusammenhang nicht nur, was man mit dem Hochhaus aus architektonischer Sicht

machen könnte, sondern auch, wie man mit der von ihm verkörperten an sich schon widersprüchlichen Vergangenheit umgehen möchte. Sollte man versuchen, diese auszulöschen oder zumindest zu verdrängen oder sollte man sie bewahren? Wie das postsozialistische Warschau (und die anderen Städte der Region) umgestaltet werden, hängt also auch davon ab, welche Strategien der Erinnerung und Identifikation sich langfristig durchsetzen werden.

Ohne Frage war und ist eines der ehrgeizigsten Projekte der Stadtplanung und -entwicklung in den postsozialistischen Ländern die (Um-)Gestaltung der städtischen Zentren. Im Fall von Städten wie Warschau, wo das Stadtzentrum von mächtigen sozialistischen »Ikonen« besetzt wurde, ist diese Aufgabe eine komplexe Herausforderung, die kaum zu bewältigen scheint. Das Dilemma, das Stadtzentrum von den Spuren des Sozialismus zu befreien oder aber diese Spuren zu bewahren und auf verschiedene Weise in etwas Neues zu integrieren, teilen fast alle Städte der ehemaligen Ostblockländer. In unserem Band befassen sich daher mehrere Beiträge aus unterschiedlichem Blickwinkel mit dieser nicht nur die Architektur betreffenden Problematik.

Béla Kerékgyártó erläutert am Beispiel der mittelgroßen nordungarischen Industriestadt Salgótarján, wie in einer sozialistischen Stadt in den 1960er und 1970er Jahren die Notwendigkeit entstand, ein neues, repräsentatives Zentrum zu schaffen. Kerékgyártó weist auf die widersprüchliche Urbanisierung während des Sozialismus hin: die rasche Entwicklung der städtischen Randgebiete in Form von Wohnsiedlungen einerseits und die Vernachlässigung der städtischen Zentren andererseits. Die einseitige Bevorzugung der industriellen Investitionen sowie das Bestreben, die Arbeiterschaft schnell mit Wohnungen zu versorgen, führten auch im Fall der Kohlebergbaustadt Salgótarján dazu, dass dem Zentrum wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Der Anspruch, das Stadtbild bewusster zu entwerfen und statt der einfachen, dörflich aussehenden »Innenstadt« ein wirklich städtisches Milieu zu schaffen, erwuchs aus dem Zwang der Stadt selbst, sich neu zu definieren. Das Zentrum sollte Paradebeispiel nicht einfach für eine sozialistische, sondern für die »moderne« sozialistische Stadt sein. Die bei der Planung mitwirkenden Architekten wollten etwas Einzigartiges, etwas Monumentales und Großartiges in dem eher spartanischen städtischen Raum schaffen, das dem kleinstädtischen, kleinbürgerlichen Geschmack entgegenwirken und zugleich zukunftsweisend sein sollte. Kerékgyártó zufolge gelang es den Architekten, Formsprache und Materialauswahl zu modernisieren, im Stadtzentrum repräsentative und zivile Funktionen zu vereinen und dadurch geradezu richtungweisend ein einheitliches sozialistisches modernes Ensemble zu schaffen. Doch fraglich war – und diese Frage wurde nach der Wende drängender –, ob das monumentale Stadtzentrum auch urbanes Leben in der Stadt zulassen würde. Die heutige Bestandsaufnahme lässt daran immer noch zweifeln.

Dass die sozialistischen Stadtzentren oft wie Fremdkörper in den heutigen Städten wirken, wird auch von Paul Sigel angesprochen. In seinem Beitrag verfolgt er die Zentrumssuche und Zentrumsbildung in der DDR-Hauptstadt sowie die Umwandlung der östlichen Mitte Berlins nach der Wende. Er rekonstruiert die Entstehung des sozialistischen Stadtzentrums mit und um den Alexanderplatz und stellt ausführlich die

Diskurse und planerischen Konzepte vor, die sich seit der Wende auf die Umgestaltung bzw. Bebauung des alten DDR-Zentrums und vor allem auf den Alexanderplatz richten. Sigel zeigt, dass sich bestimmte gesellschaftliche und ideologische Visionen mit architektonischen Mitteln räumlich umsetzen ließen, sodass die Zentrumsbildung in der DDR-Hauptstadt vor allem repräsentative Ziele verfolgte und der Machtdemonstration diene. Stadtzentren im Sozialismus hatten vor allem als politische Bühne zu dienen. Dementsprechend überwältigend sollten sie auf die Stadtbewohner wirken. Zudem führte die starke symbolische Bedeutung, die der Hauptstadt der DDR zugeschrieben wurde, zur radikalen Umgestaltung, teilweise gar Zerstörung ihrer vormaligen städtischen Struktur, die den Krieg überstanden hatte. Genau dieser Aspekt und die fehlende urbane Lebensqualität wurden nach der Wende oftmals kritisiert; es wurden andere Konzepte zur Funktion eines Stadtzentrums formuliert, deren Vertreter sich die Steigerung eines urbanen Lebensgefühls auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Zentrale Fragen waren und sind in dem Zusammenhang, wem eigentlich das Stadtzentrum gehört und wie man mit dem sozialistischen Erbe umzugehen hat. Sollte man die freien, und damit wertvollen Bauflächen bebauen und die vormalige Idee des sozialistischen Stadtzentrums begraben? Sigel plädiert dafür, den Freiraum nicht als Leerraum, als Kapital zu betrachten, sondern gestalterisch vorzugehen, denn es gelte, das räumliche Zeugnis der DDR-Vergangenheit als Ort der Diskussion, auch des Aushandelns deutsch-deutscher Geschichte, in das Stadtbild einzufügen.

Für den Umgang mit den (ehemals) zentral gelegenen und das politische Machtzentrum repräsentierenden Plätzen und Gebäuden bedürfe es, so Sigel, in erster Linie stadtplanerischer Konzepte, die auch die urbane Identität und Erinnerungsarbeit der Stadtbewohner berücksichtigen. Dass dies auch von Künstlern als Herausforderung betrachtet wird, macht der Aufsatz von Franciska Zólyom deutlich. »Was passiert, wenn ehemals politisch symbolträchtige Bauten auf Grund politischer Veränderungen ihren Status verlieren und plötzlich nicht mehr als Machtzentren dienen, gar verlassen werden und nur noch ihre leere Hüllen von einer anderen Zeit berichten?«, zitiert sie aus der Arbeit der Künstlergruppe »bankleer«. Die von der Autorin organisierte und in ihrem Beitrag interpretierte Ausstellung »Stadt ohne Zentrum« widmete sich der Geschichte und dem Nachleben sozialistischer Repräsentationsorte und illustrierte die Problematik der existierenden und zugleich fehlenden Zentren in den Städten Ostmitteleuropas. Passenderweise fand die Ausstellung in der ungarischen Stadt statt, die ihre Existenz gänzlich der sozialistischen Industrialisierung zu verdanken hat: in Dunaujváros, ehemals StalinStadt. Der sich hier ausbreitende, seit dem Verlust seiner symbolischen Inhalte in doppelter Hinsicht leere Hauptplatz bot reichlich Raum für Inspiration und Überlegungen darüber, wie sich die postsozialistischen Städte mithilfe von künstlerischen und zivilen Energien erneuern könnten. Die ausgestellten Arbeiten bündelten Erfahrungen mit den mitunter seltsamen, immer aber verlassenen Orten der Halb-Vergangenheit und zeigten Aneignungsversuche der heutigen Bewohner Berlins, Kiews, Belgrads, Sarajewos, Eriwans, Tallins u.a.

Cynthia Imogen Hammond beschreibt in ihrem von der Ethnographie inspirierten Beitrag einen konkreten Ort im städtischen öffentlichen Raum, der mit Symbolen

aufgeladen wurde. Sie zeigt an »Liebesschlössern« – Tausenden an Zäunen im Stadtzentrum des südungarischen Pécs angebrachten Vorhangschlössern –, ob und wie die öffentlichen Plätze der sozialistischen und postsozialistischen Städte den Stadtbewohnern erlaubten, Privatheit und Emotionen Ausdruck zu verleihen. Mit ihren Schlössern nahmen die Stadtbewohner den öffentlichen Raum auf ihre Weise in Besitz, verliehen diesen Gesten der Dekoration Zeichencharakter und mitunter politische Bedeutung. Die Autorin untersucht, welche symbolische Funktion die »Liebesschlösser« nach der Wende bekommen haben könnten. Die ehemalige Industriestadt Pécs sah sich wie andere Städte auch gezwungen, ihre Stadtgeschichte und ihre öffentlichen Räume neu zu definieren. Im Zuge dieses Prozesses entstand ein neues städtisches Image, das, mit dem historischen Erbe operierend, auf den Tourismus ausgerichtet war. Die Schlösser in der alten Stadtmitte, in einer bei Touristen beliebten Straße der Innenstadt, scheinen ein gut verkäufliches Element des Stadtbildes zu sein. Der Bogen von Hammonds Interpretation spannt sich also vom Aspekt der »Verunreinigung« des öffentlichen Raumes während des Sozialismus bis zur späteren Vermarktung der von den Bewohnern eigenhändig dekorierten Raumsegmente. Diese beiden unterschiedlichen Interpretationen sind mit zwei verschiedenen Strategien und Stadtmodellen verbunden – und nicht zuletzt mit unterschiedlichen Auffassungen darüber, wem der städtische Raum gehört.

Zwei weitere Beiträge befassen sich mit Pécs, das 2010 den Titel »Hauptstadt Europas« trägt. Zsolt K. Horváth rekonstruiert die Geschichte eines Pécs-er Hochhauses, das in den 1970er Jahren in unkonventioneller Bauweise errichtet wurde, seit der Wende aber leer steht. Er fragt, wie sich der Bau des Hochhauses auf die städtische Struktur ausgewirkt hat, und analysiert hierfür die politischen und gesellschaftlichen Diskurse über moderne Hochhäuser, vor allem in architektonischen Debatten des damaligen Ungarn. Ihm zufolge ist das Pécs-er Hochhaus schon zu »Nutzeiten« sein eigenes Denkmal gewesen, das, die städtische Struktur außer Acht lassend, allein als gewaltige Illustration des technischen Wissens und der Fortschrittlichkeit des Sozialismus gedient habe. Horváths Interpretation besitzt aber nicht nur eine architekturtheoretische und ideenhistorische Dimension, sondern auch eine alltagsgeschichtliche, weil er das »Innenleben« des Hochhauses mitberücksichtigt. Er wertet Interviews mit damaligen Bewohnern aus und beschreibt, wie sich diese das Haus angeeignet, wie sie es bewohnt und wahrgenommen haben. So analysiert der Beitrag letztendlich ein Gebäude, das ein technologisches Denkmal, ein ideologisches Symbol und zugleich ein Ort des sozialistischen Alltags von 248 Familien war.

Tímea Kovács geht im Pécs der 1950er und 1960er Jahre auf Spurensuche. Diese zwei Jahrzehnte waren von entscheidender Bedeutung für die sozialistische Geschichte der Stadt, denn dies war die Zeit einer rasanten industriellen und städtischen Entwicklung, in deren Verlauf aus einer Provinzstadt mit vorwiegend bürgerlichen Traditionen die damals drittgrößte Stadt Ungarns wurde. Der Aufsatz skizziert die Entwicklung zur führenden Industriestadt von landesweiter Bedeutung und zur modernen Großstadt. In den 1950er Jahren wurde in unmittelbarer Nähe von Pécs Ungarns einziges Uranbergwerk eröffnet. Diese strategische, aus politischer und militärischer Sicht gleicher-

maßen vorrangige Investition erforderte den raschen Aufbau einer Wohnsiedlung, die mit ihrer modernen Architektur und den ihr zugrunde liegenden Ideen über den sozialistischen Alltag das städtische Image Pécs' von Grund auf veränderte. Kovács stellt zuerst jene architektonischen Konzepte dar, die das Bild von Uranstadt als modernste Wohnsiedlung Ungarns der 1960er Jahre bestimmt haben, und beschreibt anhand von Lebensgeschichten die widersprüchliche Aneignung dieses für damalige Zeiten ungewöhnlich modernen städtischen Umfelds.

In den 1980er Jahren, die im Mittelpunkt des Beitrags von Zsófia Eszter Tóth stehen, war die Aneignungsphase der ersten sozialistischen Wohnsiedlungen und des modernen Lebensstils längst vorbei. Die Plattenbausiedlungen, die lange Zeit als Wahrzeichen der modernen Städte, als Symbole des Fortschritts, des guten Lebens im Sozialismus gegolten hatten, offenbarten damals schon die ersten symbolischen Brüche des Systems. Tóth analysiert den Wohnblockalltag von Frauen in den Buda-pesther Siedlungen und zieht hierfür Beiträge aus der damals führenden ungarischen Frauenzeitschrift heran. Diese thematisierten die Situation von Hausfrauen, die mit ihren Kindern in den komfortablen Plattenbauwohnungen leben – aber auch die Rolle der Frau im Sozialismus allgemein. Die Autorin zeigt anhand der Zeitungsberichte und eines Filmes die in der ungarischen Öffentlichkeit präsenten Bilder und Stereotypen über »gute« und »deviante« Mütter und richtet dabei die Aufmerksamkeit auf die widersprüchlichen gesellschaftlichen Erwartungen, welche Frauen in ständige Rollenkonflikte brachten. Tóths Diskursanalyse stellt vor dem Hintergrund der sozialistischen Stadtkulisse ein sehr spezifisches, doch zugleich exemplarisches Stück sozialistischen Alltags vor.

\* Das vorliegende Buch ging aus einem Workshop hervor, der von den Forschungsprojekten »Imaginationen des Urbanen in Ostmitteleuropa. Stadtplanung – Visuelle Kultur – Dichtung« am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig (GWZO) und »Stadt und Repräsentation« an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Pécs vom 18. bis 19. Oktober 2007 in Pécs organisiert wurde.